

Klassiker des Schreckens

KLASSIKER DES SCHRECKENS

Geschichten für schaurige Stunden

Reclam

2019 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Druck und buchbinderische Verarbeitung: GGP Media GmbH,
Karl-Marx-Straße 24, 07381 Pößneck
Printed in Germany 2019
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011222-9
www.reclam.de



Inhalt

Frédéric Boutet

Reise in die Stadt der Toten 7

Guy de Maupassant

Der Horla 16

Edgar Allan Poe

Das Fass Amontillado 48

Bram Stoker

Das Haus des Richters 58

Mary Elizabeth Braddon

Evelines Heimsucher 81

Gustav Meyrink

Das Präparat 96

Howard Phillips Lovecraft

Das Ding auf der Schwelle 103

Shirley Jackson

Die Lotterie 144

Evelyn Waugh

Der Mann, der Dickens liebte 155

Verzeichnis der Autoren und Textvorlagen 175

Frédéric Boutet

Reise in die Stadt der Toten

Das Ziel unseres Lebens ist der Tod; wenn er uns erschreckt, wie ist es möglich, ohne Angst einen Schritt voran zu gehen? Es ist ungewiss, wo der Tod uns erreicht: Erwartet wir ihn also überall ... Man muss die Maske sowohl von den Dingen, wie von den Personen nehmen ...

Michel de Montaigne

Von dem Augenblick an, wo er die Grenze des Landes überschritten, das von dem Tode beherrscht wird, hatte er das Licht des Tages noch nicht wieder erblickt, obgleich die Zahl von vierundzwanzig Stunden schon mehrere Male vorübergegangen war.

Als er aus einem Zypressenwäldchen kam, das den Gipfel eines Hügels beherrschte, sah er endlich unten die bleifarbene und blutige Wolke, die über der Stadt hängt, in der der Tod wohnt.

Er machte Rast und ließ sich auf einem Stein nieder. Eine tiefe Erregung bemächtigte sich seiner.

Dieser Mann war ein Philosoph und es war der Wissensdrang, der ihn seinen Weg hierher finden ließ. Er kannte alle Geheimnisse der menschlichen Seele und des Lebens, aber das Mysterium des Grabes war ihm verschlossen geblieben, obwohl er sich unausgesetzt damit beschäftigte. Der Gegenstand seines Nachdenkens war der Tod. Er hatte alles gelesen, was im Laufe der Jahrhunderte darüber geschrieben wurde. Er kannte alle Religionen der Menschen, aber er selbst hatte niemals zu glauben vermocht; der Zweifel war sein unzertrennlicher Begleiter gewesen, und er litt unsäglich darunter.

Ganz daran verzweifelnd, in den Büchern Aufklärung zu finden, hatte er in Spitälern und Krankenhäusern Studien an den Sterbebetten gemacht; er hatte die letzten Atemzüge, das To-

desröcheln der Menschen belauscht. Er hatte dann die Wissenschaft der Nekromanten in Anspruch genommen, um die Dahingeschiedenen zurückzurufen und sie zu beschwören, ihn in das Geheimnis des Todes einzuweihe – aber es war alles vergeblich gewesen. Sein starker Geist verneinte alles, was ihm nicht klar bewiesen werden konnte. Indessen hatte die Erfolglosigkeit seiner Untersuchungen mit den Jahren immer mehr den Wunsch in ihm entwickelt, endlich dennoch die Wahrheit zu ergründen, und dieser Wunsch hatte eine solche Kraft und Leidenschaftlichkeit erreicht, dass er das Opfer einer fieberhaften Unruhe und geistiger Qualen wurde, die immer stärker wurden. So war es gekommen, dass, als er schon am Ende seines reiferen Lebensalters stand, er, von glühendem Wissensdrang getrieben, es unternommen hatte, allen Gefahren und Leiden Trotz bietend, die wunderbare Reise in die Stadt zu machen, die vom Tode beherrscht wird, fest entschlossen, das Mysterium zu ergründen und den Schleier von dem Rätsel zu reißen, das ihm die Ruhe raubte und seinen Geist Tag und Nacht beschäftigte und mit Zweifel und Qual erfüllte.

Lange saß er so in Gedanken versunken da. Seine Seele war angsterfüllt, und da er nicht mehr jung war, hatten die Anstrengungen der Reise ihn sehr erschöpft. Sein Entschluss jedoch stand unerschütterlich fest, und obwohl sein Ziel, das er nun bald erreicht hatte, ihn mit Grauen erfüllte, wäre doch dieser Mann durch nichts in der Welt zu bestimmen gewesen, zurückzukehren.

Er erhob sich endlich und schritt langsam den Abhang hinab und der Stadt zu. Sie war ringsum von Mauern umgeben, die von schwindelnder Höhe waren und in denen sich in der Richtung der vier Himmelsgegenden vier große Eingangspforten befanden.

Von jedem dieser Tore führte eine breite, große Straße bis zu dem Mittelpunkte der Stadt. Der dazwischenliegende weite Raum war mit einer großen Zahl sich hin und her wendender

und labyrinthisch verschlingender kleinerer Alleen erfüllt, durch die man in verschiedene Plätze gelangte, die ebenfalls von schwarzen Mauern umgeben waren, deren Höhe jedoch die der Außenmauern nicht erreichte; indessen befanden sich auch hier vier nach der Richtung der Himmelsgegend angebrachte Tore, die weit geöffnet waren.

Über der ganzen Stadt aber lagerte schwer eine unbewegliche Wolke, die bleifarbig, rußig und mit blutroten Flecken durchsetzt erschien.

Die Wolke hing so tief, dass sie die Ränder der Umfassungsmauern berührte, sie lag drückend, wie die Platte eines Grabes darüber. Eine stagnierende, schwere Luft, wie sie Morästen und Sümpfen entsteigt, und ein unheimlich phosphoreszierender Schein ging davon aus. Ein widerlich fader Geruch kroch durch die von Feuchtigkeit erfüllte Atmosphäre. Aus der Wolke aber fiel unausgesetzt ein sehr feiner, außerordentlich kalter Regen. Der Reisende, der davon durchnässt wurde, erkannte, dass er rot war und wie Blut aussah. Die braune und harte Erde trank diesen Regen, während sie dabei fest und so kalt blieb, dass sich den darauf sich bewegenden Wesen ab und zu ein schmerzliches Stöhnen entrang.

Der Reisende bemerkte eine große Menge menschlicher Wesen um sich. Sie hatten alle eine gewisse Ähnlichkeit miteinander, da alle eine fahle blasse Gesichtsfarbe und einen verstörten und gequälten Ausdruck hatten. Sie waren alle mit langen Gewändern bekleidet, ihre Köpfe waren unbedeckt und von ihrem Haar oder vielmehr ihren Schädeln troff der widerlich rote klebrige Regen.

Die meisten liefen entweder mit stumpfsinniger Langsamkeit oder mit fieberhafter Eile hin und her; viele standen auch unbeweglich da und schienen in furchtbare Gedanken vertieft zu sein. Ihre Gesichter waren verzerrt. Viele lagen an den Mauern entlang auf dem Boden ausgestreckt, während andere sich von plötzlicher Ermüdung überwältigt, wo sie gerade gingen

oder standen, hingekauert hatten. Andere liefen scheinbar planlos bald hier-, bald dorthin und machten den Eindruck von Verrückten.

In dem überall herrschenden schwachen und ungewissen Lichte erkannte man, wie viele verzweifelt die Arme rangen, während sich das Gesicht krampfhaft verzerrte, wie sich andere in Zuckungen auf dem Boden wälzten. Die ringsum herrschende Stille wurde nur durch Ächzen und Stöhnen, durch Zähneklappern und Seufzen unterbrochen. Überall aber herrschte der Schrecken ...

Der Reisende schritt durch alle diese unglücklichen Wesen, von denen jedoch keins ihn zu sehen schien. Er selbst war von Schrecken erfüllt, denn er begriff das nicht, was er hier sah.

Er trat in einen der von nebelfarbenen Mauern umgebenen Plätze. Die sie umgebenden Mauern waren so hoch, dass man, wenn man daran heraufsah, den Eindruck empfing, als befände man sich in einem tiefen Brunnen. Genau in der Mitte dieses Raumes stand ein großer Dreifuß von Eisen, auf dem etwa zehn Ellen über dem Fußboden eine Vase von demselben Metall stand, deren Öffnung eine kegelförmige Flamme ausspie. Ohne durch den Regen beeinflusst zu werden, strahlte diese in purpurrotem Lichte, dessen Schein sich mit dem vom Himmel fallenden rötlichen Schimmer vereinte.

Auf der Erde und überall herum standen und kauerten viele Einwohner dieser Stadt. Alle schienen in tiefes Leid und namenlose Traurigkeit versunken zu sein. Mit trostloser Stimme beklagten sie ihr Unglück in einer Sprache, die dem Philosophen unbekannt war, obwohl er den Inhalt ihrer Reden sehr wohl verstand.

»Er naht«, sagten sie, »nun ist er hier, jetzt dort – und überall. Die Wolke vergießt blutige Tropfen über unserem Haupte. Soll das immerfort so gehen? ... dauern bis in alle Ewigkeit? Aber nein, nein ... Er kommt und wird Besitz von uns ergreifen. Wir sind seine Sklaven, aber wer wird uns sein Wesen enthüllen?

Das ihn umgebende Mysterium quält uns – seine Drohungen erschrecken uns! ... Wen von uns wird Er ergreifen? Er, der stets unter uns gegenwärtig ist, ohne dass wir ihn erkennen! Oh, welchen Gott sollen wir anrufen. Ist nicht *er* der einzige Gott? –«

»Buße? ... ach, ist es nicht endlich genug der Buße für unsere Fehler und Verirrungen, die verschiedener Art gewesen, da unsere Naturen verschieden und die sich doch überall ähnlich sind, da wir alle Menschen waren. Was aber sind wir jetzt? Für die Lebenden sind wir Tote, aber wir wissen sehr wohl, dass wir nicht wirklich tot sind, da Er uns noch nicht erschienen ist. Wir wissen nur, dass wir uns in seinem Reiche und unter seiner Gewalt befinden, dass wir seinem Willen untertan sind, ohne die Macht zu haben, Ihm entfliehen zu können. Der blutige Regen lastet auf uns wie der Zweifel, seine Eiseskälte macht das Mark in unseren Knochen gefrieren, und der fade unbestimmte Geruch, der Ekel erregende Dunst, der ihm entströmt, erstickt uns.«

»Wen sollen wir anrufen, da Er sich nicht erweichen lässt? Was sollen wir tun – um uns seiner Gewalt zu entziehen? Oh, gleichviel welcher Macht wir verfallen, wenn es nur nicht die seine ist! ...«

»Alle Qualen lassen sich ertragen – nur nicht die, die Er auferlegt: Er, den wir nicht kennen.«

»Er naht. Sein Atem streift uns. Er ist hier, ist da, ist allerorten. Oh, Er ist über uns ...«

Sie hatten sich erhoben, von Grauen und Angst erfasst, unfähig, den Ort zu verlassen, irrten sie planlos von einer Seite zur anderen, sie rangen die Hände, zerfleischten das Gesicht mit den Nägeln, zerschlugen ihre Brust. Sie schrien, schluchzten und weinten – die Tränen aber, die sie vergossen, waren blutige Tränen. Der Reisende ließ den Blick auf einem neben ihm stehenden Greise ruhen, der wie im Delirium zu sein schien und sich verzweifelnd den Bart rautte.

Ganz plötzlich aber trat eine große Stille ein und alle blieben unbeweglich auf ihrem Platze. Der Regen hörte auf. Die auf dem

Dreifuß brennende Flamme sank in sich zusammen und verlöschte. Lautloses Schweigen herrschte ringsumher. Ein unerträglich schwindelndes Gefühl, eine namenlose Angst und Spannung bemächtigte sich der Gemüter. Man fühlte die Gegenwart der geheimnisvollen Macht.

Der Philosoph sah, wie der Greis neben ihm das Antlitz gen Himmel erhob, ein Antlitz, das keinen menschlichen Ausdruck mehr hatte, sondern von einer wunderbaren überirdischen Bewegung erfüllt war, und dann verschwand der alte Mann. Sein schwarzes Gewand, dessen er nun nicht mehr bedurfte, fiel auf den Boden.

Im selben Augenblick leuchtete die Flamme auf dem Dreifuß wieder kräftig auf. Der Regen floss herab. Die von Schrecken wie erstarrt gewesenen menschlichen Wesen schüttelten den fremden Einfluss, der sie alle paralysiert hatte, ab und flohen nach allen Seiten.

»Der weiß es! Der weiß es jetzt!« riefen sie. »Er hat Besitz von ihm ergriffen, und er sieht Ihn nun von Angesicht zu Angesicht.«

»Wir aber sind immer noch ein Raub der Angst und des Schreckens, weil wir fortwährend an dem Abgrund dieses Mysteriums stehen, weil die Furcht vor dem Unbekannten uns zerfleischt.«

»Sollen wir auf seine Ankunft hoffen, um endlich Gewissheit zu erhalten? Aber, nein, das Wissen bedeutet das Grauen, denn Er ist das Grauen! ...«

Der Philosoph hörte, wie ihre Stimmen sich in der Ferne verloren, während er sinnend das Gewand des Alten betrachtete, das auf der Erde liegen geblieben war. Er war wie betäubt. Eine ungeheure Wissbegierde verzehrte ihn. Da sah er eine völlig nackte Frau. Der rote Regen floss über ihren Körper. Mit düsterer Resignation ergriff sie das am Boden liegende Gewand, umhüllte sich damit und kauerte sich dann hin. Durch die vier Ein-

gangstore strömten Neuankömmlinge, die unausgesetzt klagten, während der Reisende seinen Weg durch die Alleen fortsetzte.

Er besuchte viele Räume, die alle dem ersten völlig gleich waren. Er sah vor Angst zitternde Gestalten, die von dem blutigen Regen überrieselt und von der unheimlichen, auf dem Dreifuß brennenden roten Flamme beleuchtet wurden. Es weilten sehr viele Unglückliche an diesem Orte, und ihr Elend schien keine Grenzen zu haben. Und überall übte die unsichtbare, schreckliche Macht ihre Gewalt über sie aus, indem sie plötzlich einen unter ihnen ergriff und verschwinden ließ, während die Qualen der Zurückgebliebenen dadurch immer noch vermehrt wurden. Obwohl die unbekannte Macht ihre Zahl fortwährend dezimierte, wurden ihrer nicht weniger, weil sich unaufhörlich neue Gestalten durch die offenen Pforten drängten. Sie waren eifersüchtig auf jeden, der in das Unerforschliche eingeweiht wurde, während sie gezwungen waren, noch in der Nacht der Unwissenheit zurückzubleiben. Die Qual der Ungewissheit verzehrte sie, sie lebten in einem Paroxysmus von Angst, kein Hoffnungsstrahl leuchtete den gemarterten Bewohnern der Stadt des Todes.

So also fand der Philosoph diese Stadt; er wanderte ohne Aufenthalt sechzig Stunden darin umher, ohne dass es ihm gelungen wäre, den Mittelpunkt, wo der Tod sich aufhielt, zu erreichen.

Das Zentrum war von einer großen rundum laufenden Mauer umgeben, die von prächtigem schwarzem Marmor hergestellt war, in der vier, mit den großen Wegen korrespondierende Tore sich befanden. Im Innern dieser Ringmauer erhob sich noch eine Mauer, die jedoch nur zwei Zugänge hatte, und zwar nach Sonnenauf- und -untergang. Als der Philosoph hindurchgeschritten, befand er sich vor einem gewaltigen Dome, der überhaupt keinen Zugang zu haben schien. Von einem unwiderstehlichen Forschungsdrang getrieben, ging er um ihn herum und blieb

endlich sinnend stehen. In diesem Augenblick wichen einige Steine vor ihm auseinander und bildeten eine enge Öffnung, die ihm den Zutritt in den Dom ermöglichte. Er befand sich in einem Gewölbe von außerordentlicher Höhe, in dessen Kuppel ein rundes Loch war, durch das sich der rötliche Schein des Himmels und der Regen hereindrängte. Die blutigen Tropfen überschwemmten eine große Platte von bleifarbenem Metall.

Dies also war das Zentrum der Stadt.

Als der Reisende bis dahin gekommen war, erhob sich die Metallplatte langsam und enthüllte eine darunter befindliche Steintreppe, die sich in der Dunkelheit verlor. Er wagte es mutig, die Stufen hinabzuschreiten; hinter ihm fiel die große Platte mit dumpfem Geräusch zu. Von Dunkelheit umgeben stieg er lange, lange die enge Wendeltreppe hinab.

Endlich erreichte er eine Galerie, die in den Stein gehauen war und die einen Abgrund von unermesslicher Tiefe umgab.

Dort wohnte die ewige Nacht. Totenstille herrschte ringsumher; aus dem Abgrund stieg eine vernichtende Kälte empor.

Obleich die Augen des kühnen Eindringlings seine Umgebung nicht zu unterscheiden vermochten, hatte er doch ein deutliches Bewusstsein, wo er sich befand. In gewisser Beziehung war er sich sogar völlig klar darüber, dass er nun endlich das Ziel seiner Reise erreicht habe. Er nahm all seine Kraft zusammen und neigte sich tief über den Abgrund des Todes, um ihn zu befragen.

Er sah nichts – der Abgrund war von Finsternis und dichten Nebeln erfüllt.

Da erfasste ihn eine frenetische Wut.

»Ungeheuer«, rief er, »du Ungeheuer! Träger des Schreckens! Henker alles dessen, was ist, du sollst meiner nicht länger spotten. Du bist nur für die auf der Erde Wandelnden ein Mysterium, ich aber werde jetzt dein Geheimnis erforschen, indem ich mich hineinstürze. Jetzt wirst du dich mir offenbaren – ich will sterben – aber wissen ...«

Dann versuchte dieser Mensch es, sich in den Abgrund des Todes hineinzustürzen – aber der Abgrund nahm ihn *nicht* auf! – Die Finsternis verweigerte es, sich für ihn zu öffnen, und trotz der wütenden Energie seiner Anstrengungen vermochte er es nicht, die Starrheit zu überwinden, die plötzlich jede Bewegung seiner Glieder hemmte:

Da erkannte er das furchtbare Schicksal, das ihn betroffen. Er war verdammt, auf dem engen Wege zu bleiben, der das Reich des Todes umgibt, ohne sterben oder in das Land der Lebenden zurückkehren zu können – verflucht auf ewig den Abgrund zu umkreisen, sich über seine Finsternis neigend und vergebens seine Nebel zu durchdringen suchend – während seine Seele von den Martern einer immer wachsenden, ihn verzehrenden Wissbegierde, endloser Zweifel und namenloser Furcht gefoltert wurde und seine verzweifelnden Klagerufe ungehört in dem Dunkel verhallten.

Sein gewisses Schicksal, noch so fern wie der Tod.

Guy de Maupassant

Der Horla

8. Mai. – Wie schön es heute war! Den ganzen Morgen habe ich im Grase gelegen, vor meinem Hause, unter der riesigen Platane, die es völlig überdacht, schirmt und beschattet.

Ich habe diese Gegend sehr gern, und es freut mich, dass ich hier leben kann, weil ich in diesem Lande wurzle, mit jenen tiefreichenden, zarten Wurzeln, die den Menschen an die Scholle binden, auf der seine Vorfahren geboren wurden und gestorben sind; die ihn verknüpfen mit dem, was dort gedacht und verehrt wird, mit den Bräuchen und Speisen, den heimischen Örtlichkeiten, dem Dialekt der Landleute, dem Ruch der Äcker und sogar mit der Luft.

Ich hänge an dem Hause, darin ich aufgewachsen bin. Von meinen Fenstern aus vermag ich die Seine zu erblicken, die längs meines Gartens vorüberströmt, jenseits der Landstraße, fast unmittelbar an meinem Grundstück, die mächtige, breite Seine, die von Rouen nach Le Havre fließt, und auf der die Schiffe dahinziehen.

Dort unten, zur Linken, liegt Rouen, die ausgedehnte Stadt mit den blauen Dächern unter der Schar der spitzen gotischen Kirchtürme. Man kann sie nicht zählen, so viele sind es, schlanke und gedrungene; aber sie alle überragt die eiserne Spitze der Kathedrale. Glocken hängen in jedem, deren Geläut an schönen Morgen die blaue Luft durchhallt und als ein zartes metallisches Summen bis zu mir her dringt, als ein luftiger Gesang, vom Winde getragen, bald stärker, bald schwächer, je nachdem der Wind sich erhebt oder erstirbt.

Wie schön es heute Morgen war!

Gegen elf Uhr zog ein langer Schleppezug an meinem Hause vorüber; ein fliegenhaft anmutender Dampfer zog ihn; er keuchte vor Mühe und stieß eine dicke Rauchwolke aus.

Erst kamen zwei englische Schoner, deren rote Flaggen vor

dem Himmel flatterten, und dann ein wunderschöner brasilianischer Dreimaster, ganz weiß, makellos, leuchtend. Ich winkte hinüber, warum, weiß ich nicht, solche Freude empfand ich beim Anblick dieses Schiffes.

11. Mai. – Seit ein paar Tagen habe ich ein bisschen Fieber; ich fühle mich nicht wohl, oder besser: Ich fühle mich traurig.

Woher rühren jene geheimnisvollen Einflüsse, die unser Glück in Mutlosigkeit und unsere Zuversicht in Verzweiflung wandeln? Man könnte meinen, die Luft, die unsichtbare Luft, sei erfüllt von unbegreiflichen Mächten, deren geheimnisvoller Nähe wir uns beugen müssen. Ich wache fröhlich auf, und mir ist, als müsse ich singen. – Warum? – Ich gehe am Ufer entlang, und urplötzlich, nach ein paar Schritten, kehre ich in schmerzlicher Betrübniß um, als warte meiner daheim irgendein Unglück. – Warum? – Hat ein erkältender Schauer, der mich überrieselte, meine Nerven erschüttert und meine Seele verdüstert? Hat die Form der Wolken, haben die Tagesfarben, hat die wandelbare Farbe der Dinge, da ich sie wahrnahm, mein Denken verstört? Wer weiß? Alles, was uns umgibt, alles, was wir von ungefähr sehen, ohne recht hinzuschauen, alles, was wir streifen, ohne es zu erkennen, alles, woran wir rühren, ohne es zu betasten, alles, was uns zustößt, ohne dass wir gewahren, was es recht eigentlich ist, übt auf uns, auf unseren Organismus und, durch diesen, auf unsere Gedanken, ja sogar auf unser Herz schnelle, überraschende und unerklärliche Wirkungen aus.

Wie tief ist doch das Geheimnis des Unsichtbaren! Mit unsern elenden Sinneswerkzeugen vermögen wir es nicht zu durchdringen: mit den Augen, die weder das allzu Kleine noch das allzu Große, weder das allzu Nahe noch das allzu Ferne, weder die Lebewesen auf den Sternen noch die Lebewesen im Wassertropfen wahrnehmen können ... mit unsern Ohren, die uns betrügen; denn sie übermitteln uns bloße Luftschwingungen als klingende Töne; Feen sind sie, die ein Wunder vollbringen, indem sie jene Bewegung in ein Geräusch verwandeln und

durch diese Metamorphose die Geburt der Musik zuwege bringen, die das stumme Schwingen der Natur zu Gesang umformt ... mit unserm Geruchssinn, der dem eines Hundes nachsteht ... mit unserm Geschmackssinn, der kaum das Alter eines Weines zu bestimmen imstande ist!

Ach! Hätten wir doch andere Organe, die neue Wunder für uns erschüfen; wie vieles vermöchten wir dann rings um uns wahrzunehmen!

16. Mai. – Ich bin krank, ganz sicher! Und im letzten Monat hatte ich mich so wohl befunden! Ich habe Fieber, wütendes Fieber, oder, richtiger, ich leide an einer fiebrigen Erschöpfung, die meine Seele in gleichem Maße in Mitleidenschaft zieht wie meinen Körper. Ohne Unterlass habe ich das grausige Gefühl einer drohenden Gefahr, die Vorahnung künftigen Unheils oder nahenden Todes, ein Vorgefühl, das zweifellos erstes Anzeichen eines mir noch unbekanntem Übels ist; es keimt in meinem Blut und meinem Fleisch.

18. Mai. – Eben komme ich von meinem Arzt; ich hatte nämlich keinen Schlaf mehr gefunden. Er konstatierte beschleunigten Pulsschlag, Erweiterung der Pupille, starke Nervosität, fand indes keinerlei beunruhigende Symptome. Ich soll Duschen und Bromkali nehmen.

25. Mai. – Nicht die geringste Veränderung! Wahrhaftig, mein Zustand ist bizarr. Je mehr es Abend wird, desto mehr bemächtigt sich meiner eine unbegreifliche Unruhe, als berge die Nacht eine mir fürchterliche Gefahr. Ich esse in aller Hast und versuche dann zu lesen; aber ich verstehe kein Wort; kaum vermag ich die Buchstaben auseinanderzuhalten. Ich gehe in meinem Zimmer auf und ab, wobei eine wirre und unbezwingbare Furcht mich bedrückt, Furcht vor dem Schlaf und Furcht vor dem Bett.

Gegen zwei gehe ich hinauf in mein Schlafzimmer. Kaum bin ich eingetreten, so drehe ich den Schlüssel zweimal herum und schiebe den Riegel vor; ich habe Angst ... wovon nur? Bislang habe ich keine Furcht gekannt ... Ich mache meine Schränke auf,

ich sehe unter mein Bett; ich horche ... ich horche ... worauf nur? ... Wie merkwürdig, dass ein leichtes Unwohlsein, eine Verdauungsstörung vielleicht, die Reizung eines Nervenfädchens, ein unbedeutender Blutandrang im Gehirn, eine winzige Störung in den so unvollkommenen und dennoch so empfindlichen Funktionen der lebendigen Maschine, die wir sind, den Fröhlichsten zum Melancholiker und den Tapfersten zum Feigling machen kann! Dann lege ich mich nieder und warte des Schlafes, wie einer, der des Henkers harret. Ich warte seiner und empfinde zugleich Entsetzen ob seines Nahens, mein Herz pocht, trotz der warmen Decken, bis zu dem Augenblick, da ich in Schlaf falle, wie ein Selbstmörder in ein totes Wasserloch stürzt. Früher war das ganz anders; jetzt hockt er unsichtbar hinter mir, dieser hinterlistige Schlaf, und lauert mir auf, und dann packt er mich beim Kopfe, presst mir die Lider zu und löscht mich aus.

Ich schlafe – lange – zwei oder drei Stunden – dann ein Traum – nein, ein Nachtmahr erdrosselt mich. Dabei fühle ich ganz genau, dass ich im Bette liege und schlafe ... Ich fühle es und ich sehe es ... und dabei fühle ich zugleich, wie jemand auf mich zukommt, mich anstarrt, mich betastet, auf mein Bett steigt, auf meiner Brust kauert, meinen Hals mit seinen Händen umspannt und mich würgt ... würgt ... mit aller Kraft, und mich erdrosseln will.

Und ich, ich wehre mich, aber mich fesselt die grausige Ohnmacht, die uns im Traume lähmt; ich will schreien – kann nicht – ich will mich bewegen – kann nicht – mit fürchterlicher Anstrengung, keuchend, versuche ich mich umzudrehen und das Wesen abzuschütteln, das mich zermalmt und erwürgt – kann nicht!

Und jäh wache ich auf, betäubt, schweißgebadet. Ich mache Licht. Ich bin allein.

Nach dieser Krisis, die sich jede Nacht wiederholt, schlafe ich dann endlich ruhig, bis zum Morgen.

2. Juni. – Mein Zustand hat sich noch verschlimmert. Was mag mir fehlen? Das Bromkali hilft nicht; die Duschen helfen nicht. Dennoch habe ich, um meinen ohnehin schon so schwachen Körper zu ermüden, einen Ausflug zum Roumarer Wald gemacht. Anfangs glaubte ich, die frische, leichte, liebliche, vom Duft des Grases und des Laubes geschwängerte Luft würde das Blut in meinen Adern erneuern und meinem Herzen frische Kraft geben. Ich ging einen breiten Jagdweg und dann in der Richtung auf La Bouille durch eine enge Allee, zwischen zwei Heerreihen über die Maßen hoher Bäume, die ein dichtes, grünes, nahezu schwarzes Dach zwischen den Himmel und mich schoben.

Plötzlich durchrieselte mich ein Schauer, kein Frostschauer, sondern ein merkwürdiger Angstschauer.

Ich ging schneller, ich fühlte Unruhe, ohne Begleitung in diesem Walde zu sein; die tiefe Einsamkeit flößte mir unvernünftige, törichte Furcht ein. Mit einem Male war mir, als folge mir jemand, ginge hinter mir, ganz dicht, zum Greifen nahe.

Ich wandte mich jäh um. Ich war allein. Hinter mir war nichts als die gerade, langgestreckte Allee, leer, hoch, grauenhaft leer; und nach der anderen Seite dehnte sie sich ebenso unabsehbar, ganz genau so, entsetzlich.

Ich schloss die Augen. Warum nur? Und ich fing an, mich auf den Hacken um mich selbst zu drehen, sehr schnell, wie ein Kreisel. Ich strauchelte; ich schlug die Augen auf; die Bäume tanzten, der Boden schwankte, ich musste mich hinsetzen. Dann, ah! wusste ich nicht mehr, von welcher Seite ich gekommen war! Bizarre Idee! Bizarr! Bizarre Idee! Ich wusste überhaupt nichts mehr. Ich ging einfach nach der Seite, die rechts von mir war, und dann kam ich wieder auf den großen Weg, der mich mitten in den Wald geführt hatte.

3. Juni. – Die Nacht war grausig. Ich will für ein paar Wochen fort von hier. Eine kleine Reise wird mich wohl wieder gesund machen.

2. Juli. – Wieder daheim. Und genesen. Es war übrigens ein reizender Ausflug. Ich war auf dem Mont Saint-Michel, den ich noch nicht kannte.

Welche Schau, wenn man, wie ich, gegen Sonnenuntergang in Avranches anlangt! Die Stadt liegt auf einem Hügel; ich wurde zum Stadtpark gewiesen, der am äußersten Ende des Ortes gelegen ist. Ich stieß einen Schrei der Überraschung aus. Vor mir breitete sich, so weit das Auge reichte, eine unendlich weite Bucht, zwischen zwei geschwungenen Küsten, die sich in der Ferne im Dunst verloren; und mitten in dieser ungeheuren gelben Bucht, die ein leuchtender Goldhimmel überwölbte, stieg aus dem Sande ein seltsamer, düsterer, spitzer Berg empor. Die Sonne war gerade untergegangen, und auf dem noch flammendroten Horizonte zeichneten sich schwarz die Umrisse des phantastischen Felsens ab, dessen Gipfel ein phantastisches Bauwerk krönt.

Ums Fröhrot ging ich hin. Das Meer stand tief, wie am Vorabend, und je näher ich kam, desto höher stieg die wundersame Abtei vor mir auf. Nach ein paar Wanderstunden kam ich bei dem ungeheuren Felsblock an, der die kleine, von der großen Kirche überragte Stadt trägt. Nachdem ich die enge, steil ansteigende Straße erklommen hatte, betrat ich das herrlichste gotische Gebäude, das für Gott auf Erden errichtet ward, ausgedehnt wie eine ganze Stadt, eine Unzahl niedriger Hallen, erdrückt nahezu von Gewölben und hohen Galerien, die von schlanken Säulen getragen werden. Ich trat ein in diesen gigantischen granitenen Schrein, der leicht und licht anmutet wie ein Spitzengewebe; Türme und zierliche Glockentürmchen, zu denen Wendeltreppen emporsteigen, erheben sich darauf; in den blauen Taghimmel und den schwarzen Nachthimmel strecken sie ihre bizarren, stachelig mit Schimären, Teufelsfratzen, Fabelwesen und monströsen Blumen bedeckten Häupter, und zierlich gemeißelte Bögen verbinden sie untereinander.

Als ich ganz oben stand, sagte ich zu dem mich geleitenden Mönche: »Wie wohl müssen Sie sich hier fühlen, mein Vater!«

Er antwortete: »Es ist sehr stürmisch, mein Herr«; und wir begannen zu plaudern und schauten dabei auf das Meer hinaus, das über den Sand lief und ihn mit einem stählern schimmernenden Kürass bedeckte.

Und der Mönch erzählte mir Geschichten, all die alten Historien dieser Stätte, und Legenden, immer neue Legenden.

Eine darunter fesselte mich ganz besonders. Die Leute dieser Gegend, die vom Berge, behaupten, nachts sei im Sande Geflüster zu hören, und dann das Gemecker zweier Ziegen, die eine laut, die andere schwach. Ungläubige Gemüter sagen zwar, es sei das Geschrei der Seevögel, das bald wie Meckern, bald wie menschliche Klagelaute klinge; allein die spät heimkehrenden Fischer schwören darauf, sie hätten in der Umgebung des weltabgelegenen Städtchens, zwischen den Gezeiten, einen alten, in den Dünen umherstreifenden Hirten getroffen, dessen Gesicht keiner jemals erblickt hätte, weil er es mit dem Mantel verhülle; und der hätte einen Bock mit einem Männerantlitz und eine Ziege mit Frauenantlitz geführt, beide mit langem, weißem Haar und unaufhörlich in einer unbekanntenen Sprache schwatzend und streitend, und plötzlich hätten sie aufgehört zu schreien und aus Leibeskräften gemeckert.

Ich fragte den Mönch: »Glauben Sie daran?«

Er murmelte: »Ich weiß es nicht.«

Ich sprach weiter: »Wenn es auf Erden noch andere Wesen außer uns gäbe, wie kommt es dann, dass wir sie nicht schon seit langem erkannt haben? Wie kommt es dann, dass Sie sie noch nicht gesehen haben? Warum habe ich sie noch nicht gesehen?«

Er antwortete: »Sehen wir denn auch nur den hunderttausendsten Teil von dem, was ist? Denken Sie doch an den Wind, der die gewaltigste Naturkraft ist, der Menschen zu Boden schleudert, Gebäude umstürzt, Bäume entwurzelt, das Meer zu Wassergebirgen aufwühlt und auftürmt, Küsten zerstört und große Schiffe in die Brandung schmettert, den Wind, der da

mordet, pfeift, seufzt, brüllt – aber haben Sie ihn je gesehen, und vermag man ihn zu sehen? Und dennoch ist er.«

Gegenüber diesen schlichten Worten verstummte ich. Dieser Mann war ein Weiser oder vielleicht auch ein Narr. Welches von beiden, wusste ich nicht genau; doch ich schwieg. Was er da sagte, habe ich im Stillen oft gedacht.

3. Juli. – Ich habe schlecht geschlafen; sicherlich liegt hier eine fieberige Ansteckung in der Luft, denn mein Kutscher leidet an dem gleichen Übel wie ich selbst. Gestern bereits, bei der Rückkunft, fiel mir seine merkwürdige Blässe auf.

Ich fragte ihn: »Was ist mit Ihnen los, Jean?«

»Ich finde keine Ruhe mehr, gnädiger Herr; meine Nächte fressen meine Tage. Seit der Abreise des gnädigen Herrn liegt es auf mir wie ein Verhängnis.«

Aber die übrige Dienerschaft befindet sich wohl; indes fürchte ich nur zu sehr, dass es mich, mich wieder packen wird.

4. Juli. – Ganz sicher, nun hat es mich wieder. Das Alpdrücken von damals kommt wieder. Heute Nacht fühlte ich, wie etwas auf mir kauerte, seinen Mund auf den meinen presste und mein Leben aus meinen Lippen sog. Ja, und dann sog es an meiner Kehle, als haften ein Blutegel daran. Dann erhob es sich und war satt, und ich erwachte dermaßen zermalmt, zerschlagen und kraftlos, dass ich mich kaum zu regen vermochte. Wenn das noch ein paar Tage so weitergeht, werde ich auf jeden Fall wieder fortreisen.

5. Juli. – Habe ich den Verstand verloren? Was mir letzte Nacht widerfuhr, ist dermaßen seltsam, dass mir ganz wirt wird, wenn ich daran denke!

Wie ich jetzt allabendlich zu tun pflege, hatte ich meine Tür abgeschlossen; dann trank ich, weil ich durstig war, ein halbes Glas Wasser, und zufällig sah ich, dass meine Karaffe bis zum kristallinen Stöpsel gefüllt war.

Unmittelbar danach ging ich zu Bett und fiel wieder in jenen entsetzlichen Schlaf, aus dem ich nach ungefähr zwei Stunden durch eine noch grauenhaftere Erschütterung geweckt wurde.

Man stelle sich einen Menschen vor, der im Schlaf ermordet wird und mit einem Messer in der Lunge aufwacht und blutüberströmt röchelt und nicht mehr atmen kann und fühlt, dass er sterben muss und von alledem nichts begreift – so war mir.

Endlich kam ich wieder zu mir; wiederum war ich durstig; ich zündete eine Kerze an und ging zu dem Tische, wo meine Karaffe stand. Ich hob sie und neigte sie über mein Glas – es floss nichts heraus. – Sie war leer! Sie war leer, vollkommen leer! Zunächst begriff ich nichts; dann, mit einem Male, kam eine so furchtbare Aufregung über mich, dass ich mich hinsetzen musste, oder vielmehr, dass ich in einen Sessel taumelte! Dann sprang ich mit einem Satz auf und blickte um mich! Dann setzte ich mich wieder hin, schwindlig vor Ratlosigkeit und Furcht, und starrte an die durchsichtige Kristallflasche! Ich schaute sie mit starren Blicken an und suchte nach einer Erklärung. Meine Hände bebten! Das Wasser war also ausgetrunken? Von wem? Von mir? Natürlich, von mir! Von wem sonst sollte es getrunken worden sein? Dann war ich also Schlafwandler, ich lebte, ohne es zu wissen, jenes geheimnisvolle Doppelleben, das zu der Mutmaßung verleitet, wir trügen zwei Wesen in uns, oder ein fremdes, unerkennbares, unsichtbares Wesen, das bisweilen, wenn unsere Seele starr und gefühllos ist, unsern gefesselten Körper belebt, der dann jenem Wesen gehorcht wie uns selbst, mehr als uns selbst.

Ah! Wer begreift meine erbärmliche Angst? Wer begreift die Aufregung eines geistig gesunden, vollkommen wachen, vernünftigen Menschen, der furchtgeschüttelt eine leere Glaskaraffe anstarrt, aus der, während er schlief, ein wenig Wasser verschwand? Und so saß ich, bis der Morgen graute, und wagte nicht, wieder zu Bett zu gehen.

6. Juli. – Ich werde wahnsinnig. Auch diese Nacht ist meine Karaffe ausgetrunken worden: Oder vielmehr ich habe sie ausgetrunken!

Aber war ich es denn? War ich es denn? Wer sonst? Wer? Oh! Mein Gott! Ich werde wahnsinnig! Wer hilft mir?

10. Juli. – Ich habe überraschende Proben angestellt.

Ganz sicher, ich bin wahnsinnig! Und dennoch!

Am 6. Juli habe ich vor dem Schlafengehen Wein, Milch, Wasser, Brot und Erdbeeren auf meinen Tisch gestellt.

Man hat – ich habe – das ganze Wasser getrunken, und ein bisschen Milch. Weder der Wein noch die Erdbeeren sind ange-rührt worden.

Am 7. Juli habe ich die gleiche Probe angestellt und bin zu dem gleichen Ergebnis gekommen.

Am 8. Juli habe ich Wasser und Milch fortgelassen. Alles blieb unberührt.

Schließlich habe ich am 9. Juli nichts als Wasser und Milch auf meinen Tisch gestellt, nachdem ich zuvor die Karaffen sorglich mit weißen Mullbinden umwickelt und die Stöpsel festgebun-den hatte. Dann habe ich mir Lippen, Bart und Hände mit Gra-phit geschwärzt und bin schlafen gegangen.

Der unbezwingliche Schlummer packte mich, und bald folgte ihm das entsetzliche Erwachen. Ich hatte mich nicht bewegt; meine Laken zeigten keinerlei Flecken. Ich schoss in die Höhe, zum Tische. Der die Flaschen einhüllende Stoff war fleckenlos geblieben. Ich löste die Knoten, zitternd vor Furcht. Das ganze Wasser war ausgetrunken! Ah! Mein Gott! ...

Noch in dieser Stunde reise ich nach Paris.

12. Juli. – Paris. Also hatte ich während der letzten Tage wirk-lich den Kopf verloren! Ich muss der Spielball meiner überhitz-ten Phantasie gewesen sein, sofern ich nicht tatsächlich Schlaf-wandler bin oder einem jener notorischen, indes einstweilen noch unerklärlichen Einflüsse unterstehe, die man Suggestio-nen nennt. Jedenfalls aber grenzte meine Aufregung schon hart an Dementia; jedoch vierundzwanzig Stunden Paris haben ge-nügt, mich mir selbst wiederzugeben.

Nach verschiedenen Besuchen und Gängen, die meine Seele mit frischer und belebender Luft durchströmten, habe ich den gestrigen Abend im Théâtre Français beschlossen. Es wurde